Nummer 37 Jahrgang 1930

# Aus Heimat und Welt

Illustrierte Unterhaltungs-Beilage zur Schwäbischen Donauzeitung

## Der selige Bruder Konrad von Parzham.



Altötting veranstaltete zur Feier der Seligsprechung des Bruders Konrad eine eigene Bruder Konrad-Festwoche, die riesige Menschenmassen an den Gnadenort führte. Am stärksten war der Besuch an den beiden letzten Tagen. Kaum hatten am Samstag die zehntausend Jungmänner mit ihren 150 Fahnen die Stadt verlassen, so setzte der Zustrom der Pilger von neuem ein. 30 000 Personen waren versammelt, um an den Schlußfeierlichkeiten der Festwoche teilzunehmen, die insgesamt 100 000 Personen nach Altötting gebracht hatte.

Den Vorabend des letzten Festtages leitete eine feierliche Lichterprozession mit großer Illumination ein, die in ihrer glanzvollen Entfaltung sich zu einem erhebenden religiösen Schauspiel gestaltete.

Am Sonntag früh versammelte sich die Männerwelt zu Zehntausenden zur Generalkommunion. Nach der Festpredigt wurde ein vom Heiligen Vater aus Rom eingelaufenes Telegramm verlesen, in welchem den Teilnehmern an der Festwoche der päpstliche Segen übermittelt wurde; als päpstlicher Vertreter war der Nuntius von München Vasallo di Torregrossa nach Altötting gekommen und zelebrierte am Vormittag ein feierliches Pontifikalamt; auch der Bischof von Passau, der Erzbischof von Bamberg, sowie Ministerialrat von Krafft-Dellmensingen als Vertreter der bayerischen Staatsregierung, waren in Altötting anwesend.

Am Nachmittag wurden zum letzten Male die Reliquien des seligen Bruder Konrad in feierlicher Prozession zur öffentlichen Ehrung durch die Stadt geführt. Zum Schluß wurde in der Basilika vom Münchener Nuntius der päpstliche Segen erteilt. Mit einem jubelnden Te Deum schlossen die Feierlichkeiten im Zeichen der Freude des gläubigen Volkes über den neuen Seligen.

es keinen ernstlichen Schaden an. Wenn es aber erst ohne ärztliche Hilfe angewendet wird, beginnen die Gefahren für den Menschen, die Zerrüttung von Leib und Seele und die Zerstörung aller menschlichen Kräfte. Wie so oft bei menschlichen Dingen, steht auch beim Morphium neben dem Segen der Fluch. Nur zu oft wird das Heilmittel zu einer Art Genußmittel, um nach Belieben den ersehnten Betäubungszustand herbeizuführen, der die Welt im rosigen Licht erscheinen läßt. Die Gefahr mißbräuchlicher Verwendung ist besonders groß in einer Zeit, wie wir sie nach und seit Beendigung des Krieges erleben. Erschreckend groß ist die Zahl der Menschen geworden, die in Morphium nichts als Betäubung seelischer Nöte suchen. Leicht ist die Welt geneigt, die Armen zu verurteilen und zu ächten. Gewiß ist Morphiumsucht kein Zeichen von Stärke, aber ehe wir verurteilen, sollten wir daran denken, daß Keim und Sucht zur Betäubung mit in den Nöten unserer Zeit liegen, und daß wir deshalb alle Hand anlegen sollten, um die grundsätzlichen Uebelstände zu bessern. Wenn die Menschen unserer Zeit erst wieder festeren Boden unter den Füßen fühlen, wird die Betäubungssucht, die ja nicht allein durch Morphium gestillt wird, wenn auch nicht vollkommen verschwinden, so doch erheblich zurückgehen. Gesetze gegen den Schleichhandel mit Morphium — in der Apotheke darf es nur gegen Rezept des Arztes verabreicht werden — werden deshalb nur halbe Maßnahmen bleiben.

Wie stark der Bedarf an Morphium im Schleichhandel ist, beweist die Tatsache, daß es für das Kilo mit 15 bis 20 000 Mark bezahlt wird, während es grammweise in den Apotheken verkauft nur ungefähr 1600 M. pro Kilo kostet. Gegen die Vorkriegszeit ist die Zahl der Morphiumsüchtigen in den deutschen Großstädten um das achtfache gestiegen. Nächst Japan, das eine ganze Morphiumindustrie errichtet hat, wird es in Europa hauptsächlich in England, Frankreich, Schweiz und Deutschland hergestellt. Allein Deutschland führte im Jahre 1927 2701 Kilogramm Morphium aus.

Um dem Uebel der Morphiumsucht zu steuern, hat sich auch der Völkerbund mit der Angelegenheit befaßt. Seine Hygiene-Kommission hat sich erst neuerdings wieder hiermit beschäftigt; sie will die Herstellung der Rauschgifte nur auf die für die Therapie notwendige Menge beschränken. Diesem Beschluß ist bisher aber kein großer Erfolg beschieden gewesen.



Schleichhandel und gefälschte Rezepte.



Das Haus und die Apotheke in Einbeck, Hannover.

Ob das Morphium in Paderborn oder in jener Apotheke in Einbeck entstand, die wir unseren Lesern im Bilde vorführen: mag es neben dem Segen durch die Schwäche der Menschen auch Unsegen verbreitet haben, Sertürners Entdeckung verdient wieder einmal genannt zu werden.

Mögen die Zeiten nicht mehr fern sein, in denen die Menschen wieder stark genug sind, um sich mit Abscheu von dem heimlichen Genuß des Morphiums abzuwenden.



Morphinistinnen

# Morphium.



Seit Euripides, der griechische Weise, im Orest den Schlaf als die liebe Linderung, der Krankheit Heiler, den hehren Lethetrank der Uebel, als den erwünschten Gast der Unglückseligen pries, hat der Schlaf nicht nur als Freund der Menschen in gesunden Tagen, sondern auch als Heilmittel eine große Rolle gespielt. Guter Schlaf war immer ein sicheres Zeichen der Besserung oder der endlichen Gesundung.

Neben dem natürlichen Schlaf bedurfte die Heilkunst des Schlafes besonders, wenn es galt, Schmerzen zu lindern, um Krankheiten erträglicher zu gestalten. Wohl kannte die Medizin schon narkotisierende Mittel, aber ein für sie besonders wichtiges Mittel erhielt sie doch erst im Morphium, jenem nach dem griechischen Gott Morpheus, dem Sohn des Schlafgottes Sommus, genannten Betäubungsmittel, das bis heute kaum einen Ersatz gefunden hat.

1930 sind 125 Jahre vergangen, seit ein damals noch unbekannter 21jähriger Apothekerlehrling Friedr. Wilhelm Adam Sertürner, nach der einen Lesart in Paderborn, nach der anderen in Einbeck das Morphium entdeckte, indem es ihm durch immer wiederholte Experimente glückte, aus dem eingetrockneten Milchsaft der unreifen Mohnfrüchte jenes Präparat herzustellen, das später den Namen Morphium erhielt. Im Gegensatz zu anderen Betäubungsmitteln besitzt Morphium die Eigenschaft, gerade die schmerzempfindlichen Gehirnpartien zu betäuben, ohne daß ein Verlust des Bewußtseins eintritt. In den 125 Jahren seiner Existenz haben ihm und Sertürner Tausende und Abertausende von Menschen Schmerzstillung im Schlaf zu verdanken. Nur wer sich schmerzerfüllt auf seinem Lager hin- und herwälzt, vermag zu ermessen, was Morphium für die Heilkunst bedeutet. Sehnsüchtig wird der Arzt erwartet, der mit der zwar nicht heilenden aber helfenden Spritze Morphium in die Blutbahn einführt. Nur Sekunden vergehen, bis sich das Bewußtsein zu trüben beginnt, der Patient einschlummert und der Traumgott ihn in seine Arme nimmt. Etwa 8—10 Stunden überläßt das Morphium den Menschen dem Nirwana. Je nach der Art der Krankheit wird er Linderung verspüren oder von neuen Schmerzanfällen heimgesucht werden, die ihn wieder die Spritze herbeiwünschen lassen. Solange der Arzt das betäubende Gift einführt, richtet



Ärztliche Verwendung zur Schmerzlinderung



Der Apotheker Friedrich Wilhelm Adam Sertürner, der Entdecker des Morphiums



**Ruhmannsfelden** mit dem Arber (1457 Meter).

# Die Begegnung.

Historische Skizze von S. Droste=Hülshoff.

In dem schmalen rechteckigen Zimmer des zur Residenz erhobenen Gebäudes auf der Anhöhe über Portoferraio ging der kleine, behäbige „große Korse“ schon seit Stunden in mühsam gebändigter Unruhe auf und ab. Dann und wann blieb er für einige Minuten vor dem großen Fenster stehen, von dem aus man weit aufs Meer hinaus und nach dem wie ein lichtgrauer Streifen in dunstiger Ferne sich abzeichnenden Festlande hinübersehen konnte, und verfolgte mit finsteren Blicken die Manöver der englischen Fregatte, die im Kanal von Piombino kreuzte. Auch die Silhouette des von der französischen Regierung entsandten Wachtschiffes, das täglich an den Küsten der Insel Elba entlang fuhr, wurde einige Zeit sichtbar — und der Kaiser mußte unwillkürlich an ein Paar bissige Wachhunde denken, die ruhelos ein Gehöft umkreisen.

Es war ein trüber, nebliger Tag gegen Ende Februar, der Kaiser stand vor einer der folgenschwersten Entscheidungen seines Lebens. In Wien saßen die Bevollmächtigten der Siegerstaaten an den Konferenztischen und stritten sich um die Beute, in Frankreich wuchs der Unwille gegen die Bourbonen von Tag zu Tag — wenn je, so war jetzt der günstigste Augenblick für den Kaiser, um einen Staatsstreich zu wagen und zu versuchen, die verlorene Macht nochmals an sich zu bringen. In Italien warben seine Anhänger in fieberhafter Tätigkeit für ihn, sammelten Geld, Truppen, Kriegsmaterial, aber es konnte Wochen, vielleicht Monate dauern, bis alles bereit war. Und die Zeit drängte, denn immer wieder fanden Gerüchte den Weg nach Elba, Gerüchte, nach denen die derzeitigen Machthaber in Wien beabsichtigen sollten, den gefangenen Kaiser der Sicherheit halber nach einem noch viel weiter entfernten Exil zu schaffen. Doch so ohne sorgfältigste Vorbereitung in Frankreich einzudringen — das war ein Wagnis, vor dem selbst der kühne Erobererſinn des Kaisers zurückschreckte.

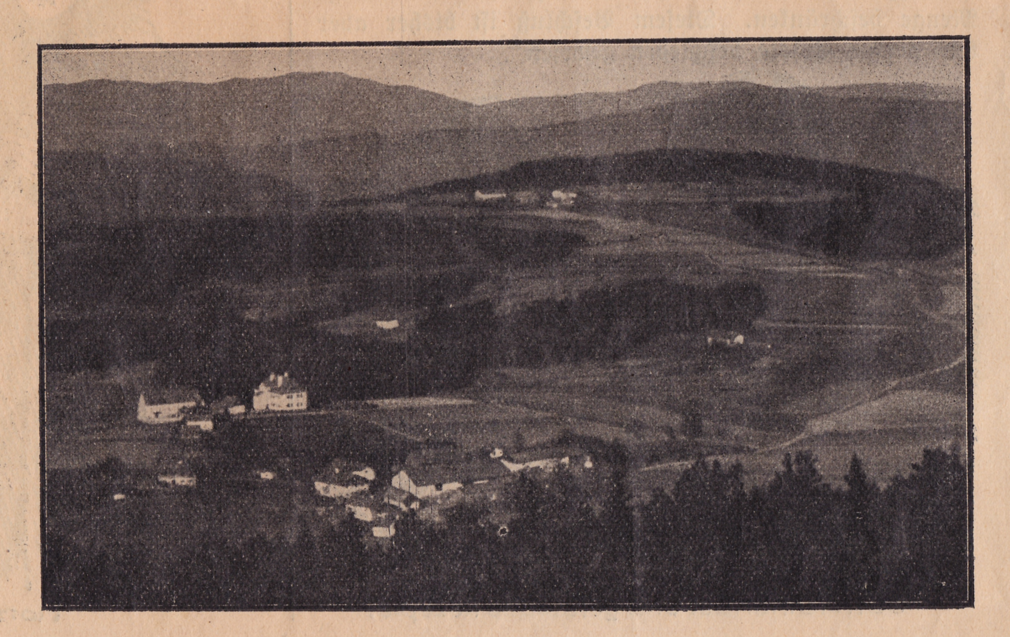
Plan auf Plan hetzte die Gedanken des Kaisers während seiner ruhelosen Wanderung durch den Raum. Schon begann der Abend heraufzudämmern, da pochte es an die Tür, ein Gardist meldete Conte Bertrand, den kaiserlichen Oberſthofmeister, der gleich darauf hastig in das Zimmer trat. Ein Blick in sein Gesicht verkündete dem Kaiser, daß der Mann sich in größter Aufregung befand. „Was bringen Sie?“ fragte er kurz.

„Sire, soeben ist ein Kurier mit Nachrichten von unseren geheimen Vertrauensleuten in Wien bei mir gewesen. Die Geheimschriften besagen, daß man in Wien nun endgültig beschlossen hat, Eure Majestät im Interesse des europäischen Friedens auf eine weit vom Festlande entfernte Insel zu bringen — und zwar nach St. Helena“.

Einen Augenblick blieb es totenstill im Zimmer. Der Kaiser stand am Fenster, der Blick seiner blauen Augen schweifte hinaus übers Meer und richtete sich dann hell und scharf auf den Grafen: „Bertrand, wir fahren! Fahren so bald wie möglich, heute noch — spätestens morgen — nach Frankreich!“

Am anderen Tage schon war die Flucht von Elba geglückt, und der Kaiser befand sich an Bord des Frachtschiffes, das ihn gegen Norden trug. Dicht in einen Mantel gehüllt, stand er auf der Kommandobrücke und fühlte sich, nun die Entscheidung gefallen war, so leicht und frei wie schon seit langem nicht mehr, obgleich es noch einen gefährlichen Augenblick zu überstehen galt, wenn man das vor der Ausfahrt des Kanals liegende englische Kriegsschiff passieren mußte. Näher und näher kam man der Fregatte — und bald tönten aus deren Sprachrohr Anruf und die üblichen Fragen nach dem Woher und Wohin.

**Krailing.** Im Hintergrund der Kaitersberg (1000 Meter) und der Riedelstein (1135 Meter).





Der alte Ehrenbauer beim Dengeln.

„Ich komme von Elba!" antwortete der Kapitän ebenfalls durch das Sprachrohr. Doch da fragte der Engländer scherzhaft: „Wie geht es Napoleon?"

Der Kapitän erschrack. Seine Augen begegneten angstvoll und ratlos denen des Kaisers, der dicht an seiner Seite stand. Der aber beugte sich kaltblütig vor und rief, während ein spöttisches Lächeln seine Mundwinkel verzog, in das Rohr: „Danke sehr! Napoleon befindet sich im Augenblick denkbar wohl!"

Hierauf ließ der Engländer das Schiff passieren, und der Kaiser nahm den kleinen Zwischenfall als gutes Omen und stieg wohlgelaunt auf das Deck hinunter. —

Aber sein Schiff hieß „L' Inconstant" — der „Unbeständige". Es war dies wohl ein Symbol, denn es dauerte nicht allzu lange, da konnte der große Korse nicht mehr von sich sagen, daß er sich denkbar wohl befände.

## Haberer.

Das Ende des vorigen Jahrhunderts ließ die originelle bayerische Volkssitte des Haberfeldtreibens verschwinden. Mit ihr sank eine Einrichtung dahin, die in dem reichen farbigen Volksleben des Oberlandes ihren Ursprung hatte und nach Art der westfälischen heiligen Feme überall da als Volksgericht in Erscheinung trat, wo das öffentliche Strafrecht versagte. In dem kleinen Landstriche zwischen der Mangfall, Schlierach, Aurach und Loisach, im Gebiete der Gerichtsbezirke Miesbach und Tegernsee, zwischen Isar und Inn, bestand unter dem Landvolk eine geheime Verbindung, die es sich zur Aufgabe gestellt, offensichtliche Verstöße, insbesondere gegen Moral und Sittlichkeit durch ein öffentliches Rügegericht, vor dem der Schuldige meist zu erscheinen hatte, zu brandmarken. Vor dem Gerichte der Haberer galt kein Ansehen der Person. Weder Adel noch Amt, weder Ansehen noch Verwandtschaft schützte vor der Rüge dieses Volksgerichtes.

Die Haberer pflegten, ähnlich wie die Feme, sich bei ihren Rügegerichten auf Kaiser Karl zu berufen. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß sich die Haberergerichte bis auf die uralte Zeit der germanischen Rechtsfreiheit und Rechtsselbständigkeit zurückführen lassen. Insofern unterscheiden sie sich jedoch von der Feme, als sie niemals Bluturteile fällten. Die Haberer straften mit der Brandmarkung des Namens der Schuldigen. Früher allerdings soll man die Frevler bei Nacht mit nackten Füßen über die Stoppeln der Felder getrieben haben — daher der Name des Haberfeldtreibens.

Soviel bekannt geworden ist, bestanden in den genannten Bezirken zwölf Haberfeldmeister, von denen jeder nur die Untergebenen seines eigenen Bezirkes kannte. Seine Aufgabe bestand darin, sie von einem beschlossenen Treiben insgeheim in Kenntnis zu setzen und an den Sammelplatz zu führen. Jedes Mitglied des Bundes hatte einen Beitrag zu leisten, und wurde durch einen Eid zum Schweigen verpflichtet. Hatte ein Mitglied das Unglück, vor die ordentlichen Gerichte gestellt zu werden, so bekam es von unbekannter Seite ein ansehnliches Schmerzensgeld und den vollen Ersatz des erlittenen Schadens.

Dem Rügegericht gingen ein oder mehrere Warnungen an den Schuldigen voraus. Die Strafe selbst trat dann ebenso sicher und unerwartet ein. In einer dunklen Nacht erschienen plötzlich Scharen von Vermummten oder Geschwärzten, oft in einer Stärke von hundert bis zweihundert Mann in der Nähe der Wohnung des Beschuldigten und zwar so unvermittelt, als wüchsen sie aus dem Boden heraus. Immer aber an einer Stelle, von wo das Ablesen des Sündenregisters allgemein hörbar war.

Um alle Nachforschungen zu erschweren und wohl auch um das Gewissen und die Zunge der Teilnehmer nicht in zu große Gefahr zu bringen, wurden die Haberer niemals aus dem Dorfe gewählt, in dem der Schuldige wohnte. Sie zogen vielmehr in kleinen Trupps von allen Seiten und oft aus weiten Entfernungen heran und die Disziplin war so ausgebildet, daß alle Trupps zur gleichen Zeit am Sammelpunkte eintrafen.

An Straßen und Wegen verhinderten Wachposten das Herannahen Unbefugter, die, wenn nötig, mit Gewalt festgehalten wurden.

Das Gericht selbst ging folgendermaßen vor sich: Der Schuldige wurde geweckt — sei es ein Bauer, der Pfarrer, der Förster, oder der Amtsrichter. — Der




**Zum 60. Jahrestage der Schlacht bei Sedan**
gibt die Zentralwerbestelle deutscher Gedenkmünzen in Berlin eine nach dem Entwurf des Bildhauers Oskar Glöckler in Bronze, Silber und Gold geprägte Gedenkmünze heraus, deren Vorderseite die Köpfe der Führer zu diesem deutschen Siege — Bismarcks, Roons und Moltkes — zeigt.

Aufgerufene mußte sodann, während ringsum Licht angezündet und das Gesinde herbeigerufen war, entweder am offenen Fenster oder auf der Altane erscheinen. Weigerte er sich, so war er weder seines Lebens, noch seines Eigentums sicher und, da allgemein bekannt war, daß die Haberer nicht mit sich spassen ließen, so folgte fast jeder dem Rufe des Gerichts.

Bevor nun die eigentliche Brandmarkung begann, wurden sämtliche Anwesende vom Haberermeister verlesen. Jeder Aufgerufene hatte mit einem lauten „hier!" zu antworten. Dieser Namensaufruf war keineswegs eine bloße Komödie. Die Namen waren zwar fingiert. Man rief den Kaiser Karl vom Untersberg, in dessen Namen das Urteil erfolgte, ferner den Land- und Amtsrichter, den Pfarrer des Ortes, die angesehensten und bekanntesten Bauern des Ortes, sodaß gleichsam eine Versammlung lauter gewichtiger Persönlichkeiten den Gerichtshof bildeten. Die Sache wurde mit einer gewissen Weihe und tiefernst aufgefaßt.

In die Mitte des Kreises der Haberer trat der Sprecher, der mit lauter kraftvoller Stimme die Schandtaten, Vergehen und Sünden der Schuldigen zur allgemeinen Kenntnis brachte. Meist geschah das in Knittelversen und in den derbsten, ungeschminktesten Ausdrücken. Nach jeder Kraftstelle fiel der Chor mit brüllendem Gelächter und Geheul ein, begleitet von einer haarsträubenden Katzenmusik, wozu alle möglichen Lärminstrumente gebraucht wurden. Kuhglocken, Wagenketten, Kesseltrommeln, Pfeifen, Ratschen, blecherne Küchengeräte usw.

Mit dem Vortrage war das Haberfeldtreiben zu Ende. Die Fackeln und Laternen erloschen auf ein gegebenes Zeichen und die Vermummten verschwanden so plötzlich wie sie gekommen waren. Etwaige Beschädigungen am Eigentum des Nachbarn wurden immer ersetzt.

Der große Habererprozeß in München, Ende der neunziger Jahre. der äußerst scharf geführt wurde (man sollte einem besonders gut Angeschriebenen empfindlich auf die Hühneraugen getreten haben) bereitete mit der Verurteilung einiger Haberer dem altromantischen Volksgericht ein jähes Ende. Man hat seit der Zeit nie wieder von den Haberern gehört. Ob das zum Besten der genannten Bezirke war, ist fraglich.

---

# Eines Weltwunders Vollendung vor 50 Jahren.

**Der Kölner Dom seit 1880 vollendet.**

Am 14. August 1880 wurde der Kölner Dom vollendet. Wir haben gerade in diesem Jahre die Kölner Domglocken besonders mächtig an Ohr und Herz klingen hören; ist das Jahr 1930 doch gleichbedeutend mit dem ersten Aufatmen der Rheinländer. Doppelter Anlaß also zur inneren Freude darüber, daß wir den Kölner Dom unser nennen.

Man muß in den schweren Zeiten der letzten Rheinlandbesetzung vom Osten her nach Paris gefahren sein. In Köln gab es da einigen Aufenthalt. Ehe es über die Grenze ging, sah man sich noch einmal satt, an dem Deutschen Rheinstrom und an dem Deutschen Dom zu Köln, dessen himmelragende Gotik zu dem Allschöpfer in deutscher Zuversicht betet. Man muß zur selben Zeit von Paris über Köln nach Deutschland zurückgefahren sein. Wie hat man ausgespäht nach den Turmspitzen des Kölner Doms! Wie hat man da das Heimatgefühl doppelt empfunden! Und nun können wir auf deutschem Boden das fünfzigjährige Bestehen des vollendeten Kölner Domes feiern.

Das dreizehnte Jahrhundert war dem Bau deutscher Kirchen in gotischem Baustil günstig. Kleinere Bauwerke aus jener Zeit wurden bald vollendet, sind längst wieder verschwunden oder werden nur mit Mühe noch erhalten. Die größeren Baudenkmäler haben sich erst langsam durchgesetzt, dafür überragen sie aber alles Uebrige. So ist es auch mit dem Kölner Dom bestellt. Als eigentliches Gründungsjahr kann man wohl 1248 ansprechen, obwohl der Erzbischof Konrad von Hochstaden schon früher hatte den Bau beginnen lassen. Es wird aber von einer Feuersbrunst berichtet, die im Jahre 1248 zur Erneuerung des Kölner Domes drängte. Als schöpferische Urmeister werden uns drei Männer genannt: Gerard v. Rile, auch Gerard Lapioida, d. h. Steinschneider, zuerst. Ihm folgten Meister Arnold und dessen Sohn, der Meister Johann. Der letzte scheint den Hauptanteil an der vorausgeahnten Gestaltung gehabt zu haben. Bis zum Jahre 1330 wird dieser Meister noch erwähnt. Auf ihn gehen die einfachen Grundverhältnisse zurück. Der Meister Gerard soll auch bei dem Bau der Benediktinerkirche zu München-Gladbach tätig gewesen zu sein. In Köln begann man, wie üblich, mit dem Aufrichten des hohen Chores, der schon 1322 eingeweiht wurde. Eine weitere Bauperiode reicht dann bis zum Jahre 1447; im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde, nach Springers Kunstgeschichte, „die Bautätigkeit abgebrochen". Erneuerungen, namentlich des Chors, wurden zwar von Zeit zu Zeit vorgenommen; eine wirkliche Bauperiode haben wir dann aber erst wieder von 1842—1880. Da sind die Namen Zwirner und Voigtels rühmlichst zu nennen. Der Dom hat eine Breite von 86 Metern, eine Länge von 136 Metern und jeder der beiden Türme mißt eine Höhe von 157 Metern.

Wenn man hört, wie zur Vollendung eines einheitlichen Kunstwerkes über sechshundert Jahre nötig waren, so möchte man wohl an Goethes Seufzer im 14. Buche von „Dichtung und Wahrheit" denken, der es bedauert, daß der Kölner Dom deswegen nicht vollendet wurde, weil so viele an ihm geschafft haben; er denkt an Schillers Gedicht „Das Glück" und hätte den Kölner Dom gern vollendet aus einem einzigen Kopfe hervortreten sehen wie eine Minerva des Zeus. Heute würde er sich des vollendeten Wunders freuen und Schillers Worte aus demselben Gedicht anführen: Alles Mensch-

liche muß erst werden und wachsen und reifen." Freilich, wenn wir bei Goethe nachlesen, in seinen „Annalen" und in seinen Reiseberichten, auch in seinen Schriften zur Kunst, so finden wir immer Stellen, aus denen seine ganze Hochachtung vor dem gewaltigen Kölner Dome hervorleuchtet. Alles mit dem Namen Sulpiz Boisserée Verknüpfte spricht Bewunderung über den genialen Bauplan aus. Boisserée war ein um die Kunstgeschichte hochverdienter Oberbaurat, der eingehende Veröffentlichungen über den Kölner Dom herausgegeben hat. Mit ihm hat Goethe am 9. Oktober 1814 in Darmstadt den wiedergefundenen alten Bauplan des Kölner Domes studiert. Aus jenem und dem darauf folgenden Jahre stammt die Goethesche Schrift: „Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar." Dort spricht er davon, daß jeder Fremde in Köln mit unwiderstehlicher Gewalt zuerst zum Dome gezogen werde, ehe er die anderen Sehenswürdigkeiten betrachten könne. „Hat er nun dieses leider nur beabsichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beschaut", fährt Goethe fort, „so wird er sich von einer schmerzlichen Empfindung belastet fühlen, die sich nur in einiges Behagen auflösen kann, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen."

## Die letzten Mohikaner.

**Statistisches von den Indianern.**

Alte Erinnerungen an Karl May werden lebendig, an Cooper und andere Lederstrumpfgeschichten, wenn man hört, daß im letzten halben Jahrhundert die Zahl der Rothäute wieder bedenklich abgenommen hat. F. L. Hoffmann, der Statistiker einer großen Lebensversicherungsgesellschaft der Vereinigten Staaten, sucht an Hand statistischer Daten die Frage zu entscheiden, ob die Indianer zum Aussterben verurteilt sind. Freilich sind diese Daten etwas unzuverlässig, da der Begriff nicht scharf genug umgrenzt ist. Man sollte naturgemäß als Indianer nur die reinrassigen betrachten. Auf dem Gebiet der Union war ihre Zahl 1820 etwa 500 000, fiel 1870 etwa auf 313 000, 1876 auf 291 800. Im Jahr 1910 gab es, abgesehen von Alaska, nur mehr 26 683, darunter 56,5 Prozent vollblütige. Die Zahl der Weißen aber, in deren Adern indianisches Blut fließt, ist sehr groß. Es gibt da Mischlinge von Indianern mit Weißen, Negern und von allen drei Rassen. Am reinsten erhielten sich noch die Navajos in Arizona, während andere Stämme kaum mehr als Indianer angesprochen werden können. Der größte Teil der Indianer ist zumindest bezüglich der Zugehörigkeit zu einem Stamm reinrassig, also Abkömmlinge nur eines einzigen Stammes. Jetzt dürfte die Zahl der Indianer etwa dieselbe sein wie 1910; rechnet man aber noch die in Kanada lebenden 100 000 dazu, dann die in Alaska und Grönland, kommt man zu etwa 406 000.

Viele Stämme sind schon ausgestorben, zuerst natürlich die schwächeren. In Neuengland allein gab es im vorigen Jahrhundert 25 000, die ausstarben, im Staate Neuyork 6000. Auf Long Island lebten früher die etwa 6000 zählenden Montauk, von denen nur 30 übriggeblieben sind. Dagegen sind die Navajos im Zunehmen begriffen, ihre Zahl ist von 10 000 im Jahre 1857 auf 40 000 heute angewachsen. Andere große Stämme sind die Chippewas und Sioux und andere in Kalifornien und Oklahoma. In Texas gab es im Jahre 1910 nur mehr 700.

Für Angelegenheiten der Indianer besteht in der Union ein eigenes Amt, das demnächst wieder eine Zählung mit besonderer Berücksichtigung der Reinrassigkeit anstellen will. Früher nahm ihre Zahl durch Seuchen, besonders Tuberkulose, rasch ab, auch die Kindersterblichkeit war erschreckend groß. Doch haben sich die Gesundheitsverhältnisse infolge der Fürsorge der Regierung, Bereitstellung von Pflegepersonal, Errichtung von Krankenhäusern und Besserung der Wohnungs- und Erwerbsverhältnisse sehr gebessert, so daß man eine weitere Abnahme ihrer Zahl nicht zu fürchten braucht.



**Die Bibliothek des Benediktinerstifts zu Admont** in Steiermark, deren prunkvoller mit Fresken von Altomonte geschmückter Saal außer fast 100 000 Bänden 1000 Handschriften und 800 wertvolle Inkunabeln enthält.



Bild links: Die Totenehrung an der Gedenktafel des Chevaulegerregiments anläßlich der Wiedersehensfeier der Taxis-Chevauleger am 6. und 7. September 1930 in Dillingen-Donau.
Phot. Emil Simson, Dillingen.



**Auf dem Verbandstag der katholischen Jungmädchenvereine in Bamberg:**
Die Augsburger Gruppe mit dem Diözesanpräses H. H. Pfarrer Grashey aus Deisenhofen. Die Gruppe am Heinrichsbrunnen bei Vierzehnheiligen.

---

**Eine Frage!**

„Denken Sie, meine Großmutter wog bei ihrer Geburt nur drei Pfund."
„Wie interessant. Blieb sie am Leben?"

**Höflichkeit gegen Kunden**

„Warum haben Sie die Dame so kurz abgefertigt? Merken Sie sich gefälligst, daß ein- für allemal die Kunden recht haben."
„So??? Die Dame behauptete nämlich, Ihr ganzer Laden wäre eine Schwindelfirma."

**Der Dank für Geld**

Die Mutter schenkt Erna ein Zehnpfennigstück; Erna vergißt aber, sich dafür zu bedanken. Aergerlich sagt die Mutter: „Weißt du denn nicht, was sich gehört? Was sage ich denn zu Papa, wenn er mir Geld gibt?"
„Ist das alles?"

---



**Abgewandert nach dem Süden**
ist die Storchenfamilie mit ihren 3 Jungen, welche heuer zum erstenmal seit Jahren auf einem Donauwörther Pfarrhause Quartier bezogen hatte.




**Beim diesjährigen Bäumenheimer Kinderfest** wurde zum erstenmal zur größten Freude der Jugend ein Zeppelin-Luftschiff mitgeführt und zwar mit einer Länge von 9 Metern.

Verantwortlich für Text und Bilder: Hermann Albert, Dillingen. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz A.-G., Dillingen-Donau.